

Nach dem Vorfall mit dem Kaninchen gewann diese letztere Behauptung merklich an Befürwortern.

Zum Kloster gehörte ein großer Gemüsegarten, von dem die Mönche lebten. Wie die meisten Gärten lockte auch er Schädlinge an, und dort wilderte ein Kaninchen, das alle Anstrengungen der Gärtner zunichtemachte. Nach einer sehr kontrovers geführten Debatte erteilte Bruder Gregory die Erlaubnis zur Exekution des Kaninchens, ja, er beharrte sogar auf ihr.

Bruder Carlos, mit dieser Aufgabe betraut, stand vor dem Garten und kämpfte mit der Pistole und mit seinem Gewissen, während die anderen Mönche wie gebannt zuschauten. Er versuchte abzudrücken, doch seine Hand zitterte, und seine Augen füllten sich mit Tränen.

Just in dem Moment kam *El colmenero* von der Imkerei zurück. Noch im Gehen nahm er Bruder Carlos die Luftdruckpistole aus der Hand und schoss, scheinbar ohne zu zielen oder auch nur hinzusehen. Die Kugel traf das Kaninchen ins Gehirn, tötete es auf der Stelle. Der Bienenvater reichte die Pistole zurück und ging weiter.

Nach diesem Vorfall hieß es, er sei ein Geheimagent gewesen, eine Art James Bond. Bruder Gregory machte dem sündigen Geschwätz ein Ende.

»Er ist auf der Suche nach Gott«, sagte er. »Und weiter nichts.«

Jetzt also geht der Bienenvater zur Frühmesse, die Punkt vier Uhr beginnt.

Die Kapelle besteht aus einfachen Lehmziegeln, die Steine der Grundmauern sind aus den roten Felsen am Südrand des Klosters gehauen, das Holzkreuz über dem Portal ist von der Sonne gebleicht, drinnen über dem Altar hängt das einzige Kruzifix.

Der Bienenvater tritt ein und kniet nieder.

In seiner Jugend war er strenger Katholik, der täglich die Messe besuchte, dann fiel er vom Glauben ab. Er fühlte sich so fern von Gott, dass der Glauben seinen Sinn verlor. Jetzt singt er mit den Mönchen den 51. Psalm, auf Lateinisch: »*Domine labia mea aperies et os meum adnuntiabit laudem tuam*« – »Herr, tu meine Lippen auf, dass mein Mund dein Lob verkünde.«

Die Gesänge versetzen ihn in eine Art Trance, und er ist jedes Mal überrascht, wenn die Stunde vorüber ist und sich die Mönche ins Refektorium begeben, um das immer gleiche Frühstück einzunehmen: Haferbrei, Weizentost und Tee. Dann geht es weiter mit Gebeten und Lobgesängen, während die Sonne über den Bergen aufsteigt.

Inzwischen liebt er diesen Ort, besonders am Morgen, wenn die zarten Sonnenstrahlen auf die Lehmmauern fallen und den Chama River in glitzerndes Gold verwandeln. Er genießt die Wärme dieser ersten Strahlen, während der Kies unter seinen Füßen knirscht und die Kakteen in der Dämmerung Gestalt annehmen.

Ein einfaches Leben im Frieden, mehr will er nicht.

Und braucht er nicht.

In seinem Ablauf gleicht ein Tag dem anderen. Vigilium von vier bis fünf Uhr fünfzehn, danach Frühstück, dann Laudes von sechs bis neun, Arbeiten von neun bis zwölf Uhr vierzig, danach ein kurzes, einfaches Mahl und Weiterarbeit bis zur Vesper um siebzehn Uhr fünfzig. Um achtzehn Uhr zwanzig nehmen die Mönche ein leichtes Abendessen zu sich, sie beschließen den Tag mit dem Abendgebet um neunzehn Uhr dreißig und gehen danach zu Bett.

Der Bienenvater liebt die Disziplin und die Wiederkehr des Immergleichen, die langen Stunden stiller Arbeit und die noch längeren Stunden des Gebets. Besonders die Morgenandacht und die gesungenen Psalmen.

Nach den Laudes geht er hinab zur Imkerei.

Seine Bienen – *apis mellifera*, europäische Honigbienen – schwärmen mit den ersten wärmenden Sonnenstrahlen aus. Sie sind Einwanderer: Ursprünglich aus Nordafrika stammend, wurden sie im 17. Jahrhundert von spanischen Kolonisten nach Amerika gebracht. Ihr Leben ist kurz – eine Arbeiterin hält ein paar Wochen durch, bestenfalls ein paar Monate; eine Königin regiert drei bis vier Jahre, manchmal auch acht. Der Bienenvater hat sich an den Schwund gewöhnt – ein Prozent seines Bestandes stirbt jeden Tag, was bedeutet, dass sich die Population der Bienenstöcke alle vier Monate erneuert.

Aber das ist nicht tragisch.

Das Bienenvolk ist ein Superorganismus, der aus vielen Organismen besteht.

Das Individuum zählt nicht.

Wichtig ist das Überleben des Bienenvolks und die Honigproduktion.

Die zwanzig Magazinbeuten sind aus rotem Zedernholz gefertigt und mit rechteckigen Rahmen bestückt. Der Bienenvater öffnet die Abdeckung eines Kastens, sieht, dass er voller Waben ist, und verschließt ihn behutsam, um die Bienen nicht zu stören.

Er schaut nach der Tränke und sorgt für frisches Wasser.

Dann öffnet er das unterste Fach, nimmt die 9 mm Sig Sauer heraus und prüft das Magazin.

Bundesgefängnis San Diego, Kalifornien

2004

Der Gefängnisalltag fängt früh an.

Punkt sechs wird Adán Barrera durch das automatische Signalhorn geweckt, und wenn er nicht in Schutzhaft säße, würde er mit den anderen Häftlingen um sechs Uhr fünfzehn zum Frühstück in die Kantine gehen. So aber schiebt ihm die Wache eine Schüssel mit Cornflakes und eine Plastiktasse mit dünnem Orangensaft durch die Luke. Seine Zelle ist ein zwei mal vier Meter großer Kasten in einem Spezialtrakt, der sich im Dachgeschoss des Bundesgefängnisses San Diego befindet. Seit einem Jahr verbringt Adán Barrera in diesem Kasten dreiundzwanzig Stunden seines Tages. Ein Fenster gibt es nicht hier oben, aber wenn, könnte er die braunen Hügel von Tijuana sehen, wo er einmal regiert hat wie ein König. Die Stadt liegt gleich hinter der Grenze, nur ein paar Meilen entfernt, und gehört doch zu einem anderen Universum.

Barrera ist ganz froh, dass er nicht mit den anderen Häftlingen in die Kantine muss. Sie reden nur Blech, aber sie sind eine ernsthafte Bedrohung. Es gibt zu viele, die ihn tot sehen wollen – in Tijuana, in ganz Mexiko und auch hier in den Staaten.

Die einen aus Rache, die anderen aus Angst.

Adán Barrera sieht keineswegs furchterregend aus. Er ist gerade mal einen Meter achtundsechzig groß, ziemlich schmal und wirkt immer noch jungenhaft, was gut zu seinen sanften braunen Augen passt. Das ideale Opfer für Vergewaltiger, säße er nicht in Schutzhaft. Daher kann sich keiner vorstellen, dass er Hunderte von Morden befohlen hat, dass er einst Multimilliardär war, mächtiger als manches Staatsoberhaupt.

Vor seinem Absturz hatte man ihn *El señor de los cielos* genannt – den »Herrn der Lüfte«, er war der mächtigste Drogenboss der Welt gewesen, der Mann, der die mexikanischen Drogenkartelle unter seiner Führung vereinte, Tausende Untertanen befehligte, Politik und Wirtschaft beeinflusste, zahllose Häuser und Fincas und eine kleine Luftflotte besaß.

Jetzt darf er über maximal zweihundertneunzig Dollar pro Monat verfügen, um Rasiercreme, Coca-Cola und Instantnudeln zu kaufen. Er hat eine Decke, zwei Laken und ein Handtuch. Statt seiner Maßanzüge trägt er einen orangeroten Overall, ein weißes T-Shirt und lachhafte Gummilatschen, genannt Crocs. Er nennt zwei Paar weiße Socken und zwei Unterhosen sein Eigen. Er hockt allein in seiner Zelle, bekommt den Knastfraß auf einem Tablett durchgeschoben und wartet auf den Schauprozess, der ihn für den Rest seines Lebens in einer anderen Gefängnishölle versenken wird.

Eigentlich für mehrere Leben, um genau zu sein, da er nach den Sondergesetzen für Drogenbosse mit mehrfach »lebenslänglich« rechnen muss. Die amerikanischen Ankläger haben versucht, ihn »umzudrehen«, zum Informanten zu machen, aber vergebens. Der Informant oder Verräter oder Spion ist die niederste Kreatur auf Erden, die es nicht verdient, am Leben zu bleiben. Barrera würde lieber sterben oder als lebender Toter dahinvegetieren, als zu so einer Kreatur zu werden.

Jetzt ist er dreiundvierzig Jahre alt. Im günstigsten Fall, der sehr unwahrscheinlich ist, bekommt er dreißig Jahre. Die Prozessvorbereitungen ziehen sich schon ewig hin. Doch selbst bei angerechneter Untersuchungshaft ist er dann über siebzig, bevor er das Gefängnis als freier Mann verlassen darf.

Viel wahrscheinlicher ist, dass er in einer Kiste hinausgetragen wird.

Nach dem Frühstück putzt er seine Zelle für die Inspektion um sieben Uhr dreißig. Da er ein ordnungsliebender und reinlicher Mensch ist, sorgt er schon von sich aus für Sauberkeit – eine seiner wenigen Freuden.

Um acht beginnt der Morgenappell, der etwa eine Stunde dauert, dann passiert nichts bis zehn Uhr dreißig, wenn der Lunch – ein Sandwich und etwas Apfelsaft – durchgeschoben wird. Darauf folgt »Freizeitbeschäftigung«, die er mit Lesen oder einem Nickerchen ausfüllt, bis zum nächsten Appell um zwölf. Nach dreieinhalb Stunden Langeweile kommt um sechzehn Uhr der dritte Appell. Dann das Dinner – undefinierbares Fleisch mit Kartoffeln oder Reis und etwas zerkohtem Gemüse – und weitere Freizeit bis zum Abendappell um einundzwanzig Uhr fünfzehn. Um zweiundzwanzig Uhr dreißig wird das Licht ausgemacht.

Für eine Stunde pro Tag – die Zeiten wechseln wegen der Anschlagsgefahr – führen ihn die Wachen in Handschellen zu einem Drahtverhau auf dem Dach, wo er frische Luft schnappen und »spazieren gehen« kann. Jeden dritten Tag darf er für zehn Minuten unter

die Dusche, die manchmal lauwarm, meistens kalt ist. Ab und zu wird er in die kleine Besuchszelle gebracht und kann mit seinem Anwalt sprechen.

Er sitzt in seiner Zelle, füllt ein Bestellformular aus – ein Sixpack Mineralwasser, Instantnudeln, Haferkekse –, als die Wache aufschließt: »Anwaltsbesuch.«

»Das glaube ich nicht«, sagt Barrera und steht auf. »Ich habe keinen bestellt.«

Der Wachmann zuckt die Schulter, er führt nur Befehle aus.

Barrera stützt die Hände gegen die Wand, während ihm der Wachmann Fußfesseln anlegt. Eine sinnlose Demütigung, denkt er, aber genau das soll sie wohl sein. Der Wachmann führt ihn zum Lift und fährt mit ihm in die vierte Etage hinunter, wo er eine Tür aufschließt und ihn in die Besuchszelle einlässt. Er löst die Fußfesseln, aber kettet ihn an den Stuhl, der am Fußboden festgeschraubt ist. Barreras Anwalt hat hinter dem Tisch Aufstellung genommen. Ein Blick auf Ben Tompkins, und Barrera weiß, dass etwas passiert ist.

»Es ist Gloria«, sagt Tompkins.

Barrera ahnt, was jetzt kommt.

Seine Tochter ist tot.

Gloria war mit einem zystischen Lymphangiom zur Welt gekommen, einer Krankheit, die zu schrecklichen Deformationen an Kopf, Gesicht und Hals führt und tödlich endet. All seine Macht, all seine Milliarden hatten es nicht vermocht, seiner Tochter ein normales Leben zu ermöglichen.

Vor etwa einem Jahr hatte sich Glorias Zustand verschlechtert. Mit Barreras Zustimmung fuhr Lucia, seine damalige Frau, die amerikanische Staatsbürgerin war, mit der siebenjährigen Gloria nach San Diego und ließ sie in der Scripps-Klinik behandeln, die über die weltbesten Spezialisten verfügt. Einen Monat später rief ihn Lucia in seinem mexikanischen Refugium an. »Du musst sofort kommen«, sagte sie. »Die Ärzte geben ihr nur noch ein paar Tage oder Stunden.«

Barrera ließ sich über die Grenze schmuggeln wie eine Ladung Kokain, in einem eigens präparierten Kofferraum.

Art Keller erwartete ihn auf dem Parkplatz der Klinik.

»Meine Tochter«, sagte Barrera.

»Es geht ihr gut«, sagte der DEA-Agent Arthur Keller, rammte ihm eine Kanüle in den Hals, und es wurde dunkel um ihn.